









# Der Hausfreund.

Tägliche Beilage zur „Altpreußischen Zeitung“.

Nr. 18.

Elbing, den 21. Januar.

1893.

## Die Rose von Sylt.

Erzählung von M. Ring.  
(Schluß.)

Die Bitten und Klagen des schönen Mädchens machten einen tiefen Eindruck auf die tapferen Männer und fanden den entsprechenden Widerhall in der Brust des Führers. Zugleich bekräftigten ihn ihre Angaben über die Macht des Feindes, über die Anzahl seiner Schiffe und über die Stellung desselben in seinem Plane, ohne Zögern zum Angriff zu schreiten. Auf seine Fragen ertheilte ihm Jnge über Alles den genauesten Aufschluß, so daß er von Neuem der Umsicht und der Klugheit des eben so muthigen als scharfsinnigen Mädchens seine höchste Anerkennung zollte. Ihre Kenntnisse der kleinsten Einzelheiten überraschten ihn und ihre Angaben erschienen ihm so wichtig, daß er sich ihr zum größten Danke verpflichtet fühlte. Mehr als dies Alles aber erfreute sie die Gegenwart des geliebten Vorensen, an dessen Seite sie die überstandenen Gefahren schnell vergaß.

Noch an demselben Tage wurde ein Kriegsrath abgehalten und der Beschluß gefaßt, ohne Zögern auf der Insel Sylt zu landen, um die Dänen zu vertreiben, womöglich aber den Kapitän Hammer mit seiner Flottille abzuschneiden und zu fangen. Es war ein herrliches Schauspiel, als sich das stattliche Linien-schiff „Der Kaiser“, die Panzerregatte „Kadeßky“ und die vier großen Dampfskanonenboote „Seehund“ und „Basilisk“, der schnelle „Blitz“ und der gewaltige „Wall“ in Bewegung setzten, um die Dänen zu vernichten. Da die vorhandenen Vorkissen, wegen der Schwirrtageiten, welche das gerade für größere Schiffe doppelt gefährliche Wattenmeer darbietet, nicht ausreichten, so wurde dem hinklanglich mit den eigenthümlichen Verhältnissen vertrauten Vorensen der ehrenvolle Auftrag zu Theil, die Leitung der ganzen Expedition zu übernehmen. Mit seiner Hilfe gelang es auch, die Flotte nach der Hoyer- und Plandertiefe zu führen, wo jedoch der Sandung wegen des Mangels an kleinen Fahrzeugen sich unüberwindliche Hindernisse entgegenstellten, so daß davon Abstand genommen wurde, indem man sich damit begnügte, den Kapitän Hammer von allen Seiten einzuschließen. Während die Schmaltefe bei Föhr von den leichter beweglichen Kanonenbooten „Wall“, „Seehund“, und

„Basilisk“ besetzt wurde, stellte sich der „Blitz“ ihm bei Sylt entgegen, um ihn am Entschlüpfen zu verhindern.

Unterdeß schmachteten noch immer die Gefangenen in ihrem Kerker, litten nach wie vor die Bewohner der Insel unter der drückenden Dänenherrschaft, so daß die schöne Jnge nicht wagen durfte, in das Haus ihrer Mutter zurückzukehren, wo sie sicher neue Verfolgungen erwarteten. Ebenso wenig konnte und wollte sie bei der Flotte bleiben, so ungern sich auch der treue Vorensen von ihr trennte. In dieser Verlegenheit fand sie Zuflucht in dem Hause des Kapitän Andersen, der mit ihrem Verlobten nahe verwandt und innig befreundet war. Die junge Frau desselben empfing sie wie eine Schwester, und der wadere Mann that Alles, was in seinen Kräften stand, um ihren Kummer zu zerstreuen.

Als die Dänen der Gefahr inne wurden, welche ihnen durch den immer näher rückenden Feind drohte, suchten sie sich auf gute Manier von der Insel zu entfernen.

Es wurde nun in aller Stille eine Anzahl kleiner Watten-schiffe herbeigeschafft, welche das neunte Steirische Jägerbataillon bestieg, um die Insel mit Handfisch zu nehmen. Mit Hilfe des erfahrenen Andersen, den die schöne Jnge begleitete, landeten die tapferen Schützen in Mantmarsch und auf Rasse, von wo sie, ohne auf Widerstand zu stoßen, nach Reikum marschirten. Es stellte sich heraus, daß die dänischen Soldaten die Insel bereits geräumt hatten.

Unbeschreiblich war der Jubel und die Freude der Bewohner, welche die österreichischen Truppen als ihre Befreier begrüßten und ihnen einen fe erlichen Empfang bereiteten. Die jungen Mädchen des Dorfes überreichten dem Hauptmann Blumenkränze und schmückten die Hüte der Jäger mit frischem Laub. Man drängte sich um die schmucken Schützen und bewirthete sie mit dem Besten, was Küche und Keller hergab. Abends aber wurde in der Halle zu Ehren der Gäste ein fröhliches Fest gegeben, wobei die Söhne der Alpen in ihren kleidsamen Waffenröcken sich lustig mit den Töchtern der Inseln im Kreise drehten und dazu ihre „Schnaderhüpfeln“ sangen.

Am 19. Juli um sieben Uhr Abends wurde der gefürchtete Kapitän Hammer gezwungen sich mit 200 Mann den Deutschen zu ergeben,

worauf er nach einer preußischen Festung abgeführt wurde.

Unterdessen war die schöne Inge zu ihrer Mutter zurückgekehrt und erzählte ihre Abenteuer und die überstandenen Gefahren, wobei sie des geliebten Lorenzen gedachte und die gute Frau mit ihren Bitten und Thränen so lange bestürmte, bis diese ihr das Versprechen gab, bei dem Vater, wenn dieser zurückkehren würde, ein gutes Wort für die Liebenden einzulegen.

Am 1. August wurden die Friedenspräliminarien geschlossen, und fünf Tage später die Sylter Patrioten von der dänischen Regierung aus ihrer Haft entlassen. Ihre Ankunft auf der Insel war ein allgemeiner Fest- und Freudentag nicht nur für ihre Familien, sondern für sämtliche Bewohner. Männer und Frauen, Greise und Kinder erwarteten sie am Ufer, die österreichische Besatzung, die Matrosen von der Flotte begrüßten sie mit einem lauten Hurrah und Alle entblühten ehrsüchtigsvoll die Häupter, als die würdigen Märtyrer das Land unter dem Donner der Geschütze und dem Schmettern der österreichischen Militärmusik betraten. Die ganze Versammlung, an deren Spitze die Patrioten schritten, zog nach der alten Kirche, wo der neue deutsche Prediger einen Gottesdienst zur Feier des Friedens abhielt und die Gemeinde mit bewegtem Herzen das herrliche Lied anstimmte: „Nun danket Alle Gott!“

Noch an demselben Abend erhielt Inge aus der Hand ihres Vaters den Lohn ihrer Liebe, indem der sonst so strenge Kapitän die Verdienste des wackeren Lorenzen anerkannte und seine Einwilligung zu ihrer Verbindung mit dem Obersteuermann gab, unter der Bedingung, daß derselbe nach dem Frieden seinen Abschied nehmen und auf Sylt wohnen sollte, was dieser auch versprach, obgleich er nur mit schwerem Herzen die preußische Marine verließ und seine ehrenvolle Stellung aufgab.

Der alte Kapitän sehnte sich nach Ruhe, und so trat Lorenzen an seine Stelle und übernahm die Führung des neuen Schiffes, welches an demselben Tage, wo er mit der schönen Inge in der Kirche zu Keitum getraut wurde, vom Stapel lief und den glückverheißenden Namen erhielt: „Die Rose von Sylt.“

## Das neue Gesetz.

Von Oscar F u s t i n u s.

Eins, zwei, drei — fünf, sechs, sieben, Besagen und das Sonntagsblatt mit der wissenschaftlichen Tendenz! Da komme ich vor drei Uhr Morgens wieder nicht zum Einschlafen.

„Aber wer heißt Dich denn mit solcher Gewissenhaftigkeit Zeitungen studiren?“ erwiderte Ewald Müller's, des Rentiers und regenbogenfarbigen Politikers vernünftige und treue Ehehälfte, indem sie ihren Hut abnahm, ihr Be-

suchtskleid abstreifte, Armband und Brosche, Spitzen und Bändchen einräumte und sich von Kopf bis Fuß in eine Enveloppe von Flanell hüllte. „Wenn ich in der Zeitung die Vergnügnungs-, Todes- und Verlobungsanzeigen, die Predigtankündigungen, Dienstmädcheninserate, den Roman und ein hübsches Lokales gelesen habe, bin ich fertig. Von der Politik höre ich ja genug von Dir und was sie heute schreiben, nehmen sie morgen wieder zurück. Ich glaube, von den Herren, die die Zeitungen machen, liest sie keiner bis zum „Druck und Verlag“, wie Du es thust. Es giebt auch nur Einen, der aus Gewissenhaftigkeit und um nicht einseitig abzuurtheilen, von jeder Partei ein Blatt hält und ausstudirt. Wenn Du alle durch bist, weißt Du weniger als zuvor. Da war's noch besser, als Du Deine Buchbinderei hattest: da gab's doch einmal Feierabend! Jetzt — bist Du für Niemand mehr zu haben. Bring ich Dich einmal zu einem Spaziergang, oder läßt Du Dich glücklich zu einer Gesellschaft bereden, da mußt Du die Arbeit in der Nacht nachholen. Das ist ein Leben — ich möchte schon immer am liebsten die Zeitungen verbrennen, wenn ich Dich so unter ihnen vergaben finde.“

Der Rentier brumpte etwas vor sich hin, was wie ein halbes Zugeständniß klang, so weit ein deutscher Philister es über das Gewissen bringen kann, seiner Frau — und wenn sie hundertmal Recht hat — ein Zugeständniß zu bringen. Mit dem feinen Ohre einer Gattin konnte man aber auch heraushören: Bedauere mich, aber ich kann nicht anders. Was mir Gedrucktes in's Haus fliegt, muß ich lesen — sonst meine ich, habe ich meiner Pflicht nicht Genüge gethan. Der Montag war alle Zeit mein Sonntag. Da erschienen keine Zeitungen und ich konnte einmal aufathmen. Aber seitdem die Pressstreiber noch die Montagsblätter erfunden haben, komme ich mir vor, wie der Gefangene in der Treitmühle. Sowie ich mit dem Treten aussehe, kommt mir das Wasser an den Hals und die nicht gelelenen Zeitungen wachsen zu Bergen an, die sich mir wie Alptrüben auf die Brust legen.

Diese Hyperbel fand ein halb Stündchen darauf seine Illustration in dem Schlafzimmer der E. Müller'schen Eheleute. Die gute Frau war aus ihrer erfolglosen Gardinenpredigt saaft in den Schlummer geglitten, während der gewissenhafte Leser, das Vorgehen auf der Nase, die helle Petroleumlampe auf dem Nachttischchen, halb ausgestreckt, halb sitzend die zweite Bilage mit gespannten Zügen studirte, und ein ganzer Stoß bedruckter Makulatur auf dem Oberbette sich thürmte. Er warf, innerlich noch bewegt von den Vorstellungen seiner Gattin, durch das Glas einen verstohlenen Seitenblick nach dem Nebenbett, aus dessen Kissen ein gesunder Athemzug und die Bändchen einer Nachthaube herausstamen und sprach in sich hinein: Wie hat sie recht: — Für mich brauchte der ganze Gutenberg nicht auf die

Welt gekommen zu sein — überhaupt — seitdem ich meine Buchbinderlei aufgegeben habe.

Er hatte während dessen wieder fortgelesen und fand sich, ohne recht zu wissen, um was es sich eigentlich handelte, mitten in einer Reichstagsverhandlung, welche ihn zu fesseln begann; denn es standen eine Masse Vorarbeiten dazwischen und Heiterkeit, Zurufen, Unterbrechungen, Zischen und Glockenzeichen des Präsidenten. Ein altkonservativer Abgeordneter hielt eine drei Spalten füllende Rede. Müller gehörte zwar nicht streng zu seiner Partei. Wenn man ihn recht klassifizieren sollte, so hätte man ihn mehr gouvernemental-deutsch-freisinnig = sozialdemokratisch = nationalliberal-klertikal nennen müssen. Aber sein Herz stand immer auf Seiten dessen, der es „den Andern mal gut gab“, und der Redner war in der That ein ganz schneidiger Herr. Er sprach ihm so recht aus der Seele: Vange genug — maßlose Forderungen der Umsturzpartei — Rückkehr zu den guten Zeiten des Mittelalters — das Alte gut zu behalten — keine Halbheiten — die schwarze Kunst — Presse — unschädlich machen — Gutenberg alles verdorben, was Berthold Schwarz die Welt genützt — Gejesekraft — Dank der Nachwelt — Restauration!

Was war das? Das ganze Haus erhebt sich! — Die Deutschfreisinnigen verlassen demonstrativ den Saal. Das Gesetz ist einstimmig angenommen. Welches Gesetz? Da steht es:

§ 1. Der Druck ist vom heutigen Tage an aufgehoben.

§ 2. Alle Drucksachen, Zeitungen, Bücher, Broschüren, Circulare, Kataloge etc. sind innerhalb acht Tagen an das Kultusministerium abzuliefern. Zuwiderhandelnde treffen § 246 f. f. 350 f. des deutschen Reichsstrafgesetzbuches über Unterschlagungen.

§ 3. Individuen, welche vom Druck, dessen Verbreitung, Herstellung, Verkauf oder Verleihung von Pressezeugnissen leben sollten, werden nach der Durchschnittseinnahme der letzten fünf Jahre entschädigt.

§ 4. Dieses Gesetz tritt mit dem morgigen Tage in Kraft.

Herr Müller sah eine Zeit lang vor sich hin. Träumte er? Das Blatt knisterte zwischen seinen Händen — die Buchstaben hoben sich scharf vom Papier. Aber ein Karnevalscherz war es — und ein sehr gelungener. Als ob die Herren ihm seine geheimsten Wünsche aus dem Herzen gelesen hätten — sehr gut — ganz allerliebste!

Und wie ein junges Mädchen, daß seinem ersten Kuß nachträumt, legte er seinen grauen Kopf behaglich zurück, schloß behaglich seine Augenlider und lächelte selig vor sich hin, indem er zwischen den auf der Oberdecke gefalteten Händen die Reichstagsverhandlung zärtlich umschloffen hielt.

Der Morgen weckte ihn — die gute Frau hatte ihn nicht geweckt. Seitdem er sein Gewerbe aufgegeben, liebte er es, sich diesen Schlummernachschub zu gönnen, während seine Hermine sich geräuschlos eine Stunde vorher zu erheben und für die herangewachsenen Kinder das Frühstück zu besorgen pflegte. Die Zeitung lag nicht mehr vor ihm: die ordnungsliebende Gattin hatte sie wohl schon in den Waschlustkasten gelegt, mit dessen Einnahmen sie ihren Beitrag zum Kränzchen zu bestreiten pflegte. Hatte er sie denn ausgelesen? Wie war denn das mit der Reichstagsdebatte, die — ? Er brach in ein schallendes Gelächter aus, als er sich ankleidete — seine Frau steckte den Kopf zur halbgeöffneten Thüre — „Ich muß Dir von einem Traum erzählen!“ fing er heiter an, unterbrach sich aber bald, „Du siehst mir ja so verändert aus, Hermine — und der neue Morgenrot?“ — „Den Du mir selbst vor einem halben Jahre gekauft hast. Ich glaube, Du träumst noch“, fügte sie gutmüthig neckend hinzu und verließ das Zimmer.

„Den ich — ?“ Er konnte sich nicht entsinnen. Er hatte ja nicht so oft derartige Anwandlungen von Gebelauene, als daß er es hätte vergessen können. Aber die Frauen sind ja schlau und reden den Männern oft etwas so lange ein, bis diese es glauben. Gleichviel! — Sein Blick fiel auf den kleinen Wandkalender. Februar 1890? Unsinn! Wir schreiben doch 89?! Er machte mit der Zahnbürste einige Bewegungen in der Luft, um herauszubekommen, was ihm geläufiger sei — nein, wir stehen noch unter der 89 und Hermine, die allerhand Rechte in Kopie hat, wollte ihn Schlafens necken. Er wird scheinbar darauf eingehen, um ihr den Spaß nicht zu verderben. Ein Blick auf die Zeitung soll Alles aufklären.

„Wo ist denn Helene,“ frug Müller seine Frau, als er in's Zimmer trat. Er war gewohnt, von dem Mädchen allmorgentlich mit einem Frühstückstisch empfangen zu werden. „Helene?“ antwortete diese verwundert, „wo sie alle Tage ist, in der Reichschreiberei!“ „Ach ja richtig,“ sagte Müller, indem er sich an die Strun griff. Der Name „Reichschreiberei“ war ihm noch nie vorgekommen und er konnte sich nur des ähnlich klingenden „Reichsdrucker“ entsinnen. Aber er ließ seine Verwunderung nicht merken: denn er wollte sehen, wie weit man den Scherz mit ihm treiben würde. Er setzte sich an den Kaffeetisch und griff mechanisch neben sich, wo die Morgenblätter zu liegen pflegten. Nichts heruntergefallen? auch nicht. Er hatte sich darauf gefreut, heute die Aufklärung über den gestrigen Karnevalscherz zu finden: nun unterschied man ihm die Zeitungen.

Er wollte grade seinen Neger an der mit heißem Kaffee eintretenden Frau Hermine auslassen, als diese ein Gesicht machte, wie immer, wenn sie ein Anliegen an ihn hatte. „Liebes Männchen,“ begann sie, etnige vollgeschriebene

Blätter ihm verschämt vorlegend, „sieh mal, wie ich meine Handschrift verbessert habe.“ „„Sehr brav.““ antwortete der Mann, indem er einen flüchtigen Blick darauf warf. „Ja und“ — fuhr sie schüchtern fort — „alle meine Freundinnen verdienen etwas nebenher — die \*\*Zeitung suchte Arbeitskräfte — ich habe mich gemeldet Schächchen!““ „Als Zeitungsfrau?““ fiel Müller entsetzt ein. Frau Hermine machte ein etwas verblüfftes Gesicht und schwieg indignirt. „„Da wirst Du mir wohl auch sagen können, wo die Morgenblätter liegen?““ „Laß Deine alten Scherze. Da weißt ganz gut, daß die Zeitungen seit einem Jahr aufgehört haben und sich durch Abschriften verbreiten, wozu sie Schreiber und Schreiberinnen zu den höchsten Preisen honoriren. Ich habe bereits angenommen.“

Mit diesem Trumpf verließ die gute Gattin das Zimmer und die Reihe des Verblüfftheins war nun auf seiner Seite. Sollte doch diese Notiz — das ist ja unmöglich! Er schritt durch das Zimmer und suchte den Kasten, in dem die alten Zeitungen aufbewahrt wurden, um die gestrige Verhandlung noch einmal nachzulesen. Der Kasten war verschwunden — ein Telephon war an der Stelle der Wand, an dem er gestanden hatte, eingerichtet worden; er konnte sich nicht daran erinnern, hierzu Antrag gegeben zu haben. Sein Sohn saß an seinem kleinen Bureau und arbeitete. Er kam ihm etwas größer und stärker vor, als gewöhnlich, aber das mochte Täuschung sein. „Fleißig, mein Eöhnchen — Cornelius Nepos, nicht wahr?“ „„Wer war denn das, Papa?““ „Ei, ei, lieber Wilhelm, Du scheinst mit den ollen Lateinern nicht auf gutem Fuße zu stehen.“ „„Ollen Lateinern? Gott sei Dank, wir haben nur mit den lebenden Italienern zu thun. Woher sollten wir denn wissen, wie die alten Römer gesprochen haben?““ „Aus den Büchern,“ antwortete der Papa, der sich sehr viel darauf einbildete, vor 30 Jahren bei dem Versuch, die Untertertianerprüfung zu machen, durchgefallen zu sein, und griff nach der neben ihm liegenden, ausschließlich mit Schreibheften angefüllten Veder-tasche. „„Du bist zu komisch, Papa! Bücher — ich weiß gar nicht mehr, wie so ein Ding ausgesehen hat. Mit der ganzen Gelehrsamkeit von den todtten Völkern ist es vorbei, Papa — in der Overtertia lernen wir Sanftbarisch und Smaojedisch von natürlichem Angebornen — mündliches Verfahren. Ah! die neuesten Nachrichten!““ Mit diesen lebhaft herausgestoßenen Worten führte er seinen fast taumelnden Vater an das offene, nach dem Hofe gehende Fenster, durch welches die Stimme eines Ausrufer's hereinschallte. Andernlei, dachte Müller, wegen des „Kaut Sand“ oder der „frischen Bestingen“ oder des „morgen wird gelehrt,“ welche Aufregung? Aber es hatte doch eine andere Bewandniß. Der Ausrufer trug eine kleidsame Uniform, stellte sich auf eine mitgebrachte Leiter, entfaltet eine beschriebene Bogen und schickte

sich an, mit einer wahren Stentorstimme den Inhalt derselben vorzulesen. Es waren Wohnungs-offerten und Gesuche, Stellenanerbieten, Geschäftsannoncen, Concerte und Theatermittheilungen. Alle Fenster hatten ringsum geöffnet. Die Hausbewohner standen aufmerksam laufend ringsum, viele das Notizbuch in Händen, einzelne den Ausrufer durch Einwürfe wie „bitte, noch einmal! welche Nummer?“ und so fort unterbrechend. Als er geendet hatte, flogen ihm von allen Seiten in Papier eingewickelte Münzen zu, die er aufhob, worauf er sich grüßend entfernte.

Es war also richtig! Der Druck war abgeschafft und er selbst hatte ein Jahr gelebt, ohne davon eine Spur der Erinnerungen behalten zu haben. Er entsann sich einmal in einem medizinischen Werke, daß er sich in einem Anfall von Hypochondrie gekauft hatte, gelesen zu haben, daß solche Ausschaltungen im Gehirn bei gewissen Krankheiten vorkommen. Darüber mußte er sich Gewißheit verschaffen und ging mechanisch nach seinem Bibliothekstind. Leer! Wo die prächtigen fünf Bände Schiller standen, einige Abschriften Schiller'scher Gedichte — wo das Schelbler'sche Kochbuch paradierte, einige geschriebene Kochrecepte, von den sorgsam gesammelten und gebundenen zehn Jahrgängen der Gartenlaube die herausgeschnittenen Holzschnitte. Und darüber — die reine Fronie — noch der kleine Gutenberg in Eisenbeinmasse! Nein, auch er war verschwunden, Alto, die Weltgeschichte mit Griffel, im Kreise von schreibenden Mäusen und Schbillen, hatten ihn ersetzt. Die Regierung hatte entgegenkommend alle Gutenbergs gratis gegen Schreiffiguren eingetauscht.

(Schluß folgt.)

## Weiteres.

\* [Trost im Unglück.] Sonntagsjäger (der stets fehlt): „Bin ich froh, daß ich nicht der Tell war! Die Blamage vor'm Gefier!“

\* [Aus der Instruktionssunde.] Wachtmeister: „Wißt Ihr überhaupt, was ein Pferd ist? Ein Pferd ist ein vierfüßiges Geschöpf, dem Feder von Euch Schafsköpfen auf den Knien danken soll, daß es ihn auf seinem Rücken duldet.“

Verantwortlicher Redakteur: George Spitzer  
in Elbing.  
Druck und Verlag von F. Gaarz  
in Elbing.